

Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger

Eisenach, 12. November 2016

Festrede zur Eröffnung der Ausstellung

„AURA. Thüringens stille Kraft. Mittelalterliche Holzskulpturen“.

Fotografie Ulrich Kneise, Texte Dr. Juliane Stückrad

Unsere Studierenden in Jena, die das Fach Volkskunde/Kulturgeschichte gewählt hatten in der Hoffnung, zur Erforschung der eigenen Kultur nichts Neues hinzulernen zu müssen: sie wurden im Pflichtseminar Grundkurs Volkskunde gründlich irritiert. Denn sie sollten eine „Sehschule“ durchlaufen in einem „Dreischritt“, der den Titel trug „Beobachten-Beschreiben-Interpretieren“. Dazu sollten sie 5 Essays schreiben: über ihre Fachwahl, Objekte, Räume, Rituale, Biographien. Aber – was SOLLTEN sie schreiben? Was sollten sie sehen und beschreiben, was lernen? Meine Stanford-Studenten aus Kalifornien, die ich eine Generation davor in ihrem Übersee-Semester in unsere Kultur hatte einführen dürfen – sie fragten, wenn wir auf Exkursion waren und sie aus dem Bus stiegen: „What are we supposed to see here?“ Also nicht: Was sehen wir, nein: Was sollen wir sehen? „Sieht aus wie immer, der Bahnhofsvorplatz“ in Dresden, wo ich gestern noch war. Das war die Antwort der Dresdner Soziologie-Studierenden, die meine Freundin und Kollegin auf die Barrikaden brachte, als es um „Einführung in die Feldforschung“ ging. Sieht aus wie immer – aber wie? WAS sehen wir, wenn wir Alt-Bekanntes, Geläufiges sehen? Und was, wenn wir Fremdes, Neues sehen? Was ist schwerer zu sehen, zu beschreiben, zu verstehen: Eigenes oder Anderes? Was langweilt, was fasziniert uns?

Der Theologe Fulbert Steffensky berichtete von einer Ferienreise nach Holland; die Kinder (er war mit der Theologin Dorothee Sölle verheiratet) rannten ihren Eltern voraus in eine Kirche – immerzu mussten sie Kirchen ansehen! – und kamen schnell wieder heraus mit dem Satz: „Ist kein Gott drin!“ Also: nichts zu sehen, keine Bilder, Figuren; denn es war eine reformierte Kirche. Unsere Sprache – und Kultur ist Sprache! – ist sehr genau, sie sortiert Bedeutungen. Mein Doktorvater Hermann Bausinger erzählte aus seinen ersten Mundartforschungen in den 1950er Jahren bei Ungarndeutschen: Ein kleiner Bub, der ins Mikrofon sprechen, die eigene Mundart demonstrieren sollte, drehte sich um und fragte den Vater: „Was soll i, soll i reden oder sagen oder sprechen oder schwätzen?“ – das sollte heißen: soll ich Mundart

reden wie daheim, Muttersprache, Gassensprache, Schulsprache? Alles sind Nuancen, Schattierungen des Fremdseins und des Begegnens; in der Sprache, in der Kultur, in ihren Bildern.

Uns begegnet in dieser wunderbaren Ausstellung heute Fremdes und Vertrautes, Altes und Neues, Geschnitztes und Bemaltes, Ganzes und Zusammenkomponiertes – oder das ins ganz große Bild gesetzte Detail, im Meisterfoto. Was sehen wir darin, was bewegt uns, was bewegte unserer Vorfahren im Betrachten dieser sakralen Werke über die Jahrhunderte? Mich als Historikerin, Volkskundlerin und Empirische Kulturwissenschaftlerin bewegen besonders die Tumult-,die Getümmel- und (modern ausgedrückt) ‚Wimmelbilder‘; nicht die wenigen bekannten, zentralen Heilsgestalten der Kunst- und Kirchengeschichte, sondern das Andere, Namenlose: „viel Volks“, die Heilige Familie, die Heilige Sippe, Allerheiligen- und Allerseelen-Gestalten, Pfingst-Szenen oder, zentral, den wundervollen Begleitband zur Ausstellung eröffnend, die „Schutzmadonna“ von Reichenbach um 1500. Welche Gesichter, welche Spannung, welche Ängste, welcher Ausdruck, welches Staunen!

Das Staunen war es, das meinen Bruder, als wir in unserer Dorfkirche erstmals das Krippenspiel aufführen durften, alles vergessen ließ; plötzlich, als er seinen Text hätte aufsagen sollen, starrte er nur noch nach oben, ins Netzgewölbe – und konnte weder sprechen noch singen, so hingen seine Augen an dem bunten Wunderwerk. Das Erleben der Bilder ist und war stets ein privates, inneres Erleben – es ist daher selten aufgeschrieben, dokumentiert, in Quellen fassbar. Deshalb ist es auch kaum zu erforschen in einem konkreten, eindeutigen, objektiven Sinne: für verschiedene Zeiten, Landschaften, soziale Schichten. Mehr noch und komplizierter: selbst wenn es Quellen dafür gäbe, wären dies – für das „Volk“ – nur Zuschreibungen, keine Selbstzeugnisse der so genannten gemeinen Leute, der einfachen Menschen, der Frauen, der Alten, der Kinder. Wir wissen es, aus eigener Erfahrung und nicht erst aus der Hirnforschung: die ersten emotionalen Berührungen und Einprägungen sind tief und dauerhaft...

Ich breche hier ab, bevor ich die Archäologie unseres biographischen Erinnerns beginne, weitertreibe und erzähle von unserer Kirchenorgel und deren Glocken, die ich in meinem Heimatkundeheft beschrieb als die schönsten der Welt; bei der bald

folgenden Kirchensanierung wurde die quietschende Orgel entsorgt, ebenso die grimmigen Luther- und Melanchthon-Bilder neben der Kanzel und der trostlose Gekreuzigte über dem Altar... Solches biographisches Erinnern und Befragen ist uns versagt bei jenen Bildern, die diese Ausstellung zeigt; als Abbild im Foto oder in 3D, im Original, als Objekt, als Skulptur – alles meisterhaft ausgewählt, kombiniert, in Szene gesetzt.

Wir sehen die Bilder und Skulpturen. Doch was ist „Sehen“, meint es erkennen, verstehen? Wohl kaum im Sinne eines Automatismus. Bloßes Sehen, auch ohne Staunen und Schauen ist Sinnesgeschehen, zwischen Auge und Hirn, ein erstes Registrieren, Abbilden und Abgleichen: das ist so,...wie... oder: als ob...Verstehen, deuten im Sinne von „Bilder lesen können“, auch im Sinne jenes „Verstehest du auch, was du liesest?“ als ein Dechiffrieren, Entziffern, Aufschlüsseln: DAS ist etwas anderes! Im „Cranach-Jahr 2015“ suchte dem Verstehen nachzuhelfen ein Flyer, der „Bild und Bibel“ erklärte entlang von „Cranach-Bildern in den Kirchen der EKM“. Er erzählte die Geschichten zu und hinter den Bildern, die in unserer Kultur meist noch bekannt sind, bei Christen wie bei Atheisten: Bilder vom Paradies, von der Sintflut, Engeln und Krippe, der Taufe Jesu im Jordan, vom guten Hirten und Kinderfreund, dem Abendmahl und Golgatha. Die biblischen Geschichten zu den Bildern wurden im wörtlichen Sinn so zum Bild-Text.

Gilt das auch für die scheinbar so lebensechten Bilder der Cranachschule, der Lutherzeit, für Bilder des Spätmittelalters wie etwa jene von Hieronymus Bosch, Pieter Breughel, die uns heute erscheinen wie jene Wimmelbilder? Sie erzählen Geschichten, in der Tat: vom realen Leben der Leute, vom Jahres- und Lebenslauf oder, wie etwa die „Bekenntnisbilder“ der Reformationszeit, vom neuen Glauben einer reformierten Kirche. Das Wandbild in der hiesigen Georgenkirche ist dafür bestes Beispiel: eine ins Bild gesetzte neue Lehre, als systematische Dogmatik und anschaulich gemachte Glaubenslehre

Doch nachgefragt, auch hier. Wer sah, wer deutete solche Bilder, wer verstand sie zu ‚lesen‘? Sakralräume, ihre Bilder und Figuren, die gesamte Ausgestaltung waren für unsere Vorfahren, so viel können wir zumindest ahnen, die allererste und allerbeste Sehschule; alltäglich, lebensbegleitend, von Kind an und in der Regel als

ein Intensivprogramm: in EINER Kirche, EIN Bildprogramm, zur lebenslangen Anschauung. Eines meiner Lieblingszitate stammt von Bernhard von Brentano: „Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles.“ Ich frage: Müssen wir Geschichten erzählen, um verstanden zu werden, um Bilder, Skulpturen zum Sprechen zu bringen, um sie „sehen zu lernen“? Ja, wäre die EINE Antwort. Denn, so ein Buchtitel von Wolfgang Brückner, die „Sprache christlicher Bilder“ muss heute neu, und das heißt immer wieder neu und anders vermittelt, gelehrt und gelernt werden. Denn sie ist „ver-lernt“ – in ihrer Grammatik, ihrem Vokabular, ihrer Farbe, ihrem Klang... Aber, dies wäre eine ZWEITE mir wichtige Antwort: die Bilder dürfen, ja müssen einfach auch GEZEIGT werden: zur naiven Schaulust und zur Augenfreude, damit sie Neugier wecken, Anlass geben zum Assoziieren und Fragen. Wolfgang Brückner schließt sein kluges und wichtiges Buch mit der Frage, ob heute „Religion im Museum stattfindet, Kunst als Religionsersatz“ wirke: „Kunst und Natur bieten Religionsersatz für Weltanschauungen“. Religion im Museum sei heute aber eher „Suche nach den verloren gegangenen Gewissheiten.“

Wir fragen angesichts dieser Ausstellung: Wie verhält es sich mit Kunst – Natur – Religion? Mit dem, was Goethe so leichtfüßig fasste in seinem „Lied des Türmers“:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Ich blick in die Ferne,
Ich seh´ in der Näh´
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh´ ich in allen,
Die ewige Zier,
Und wie mir´s gefallen,
Gefall´ ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
 Was je ihr geseh'n,
 Es sei wie es wolle,
 Es war doch so schön.“

Unser Thema, die Einladung in diese Ausstellung aber meint mehr, zeigt Anderes: das tiefere, weitere Sehen, Schauen, Staunen. Sie erzählt von der Sehschule des Alltäglichen UND des Religiösen. So ließe sich das Ausstellungsthema in einem Satz bündeln und fassen: „Von der Sehschule des Alltäglichen und Religiösen...“. Das Sehen ist dabei nicht so vordergründig-einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es meint erblicken, mit den Augen folgen, genau dies steckt in der Bedeutung, möglicherweise als Grundbedeutung von „zeigen, sagen“. Herr „öffne mir die Augen“, so bittet der Psalmbeter, „dass ich sehe die Wunder“. Dies Sehen als ein Erkennen ist genug: denn es ist das Ziel des Sehens.

Auffällig ist: „Staunen“ ist kein Begriff der Heiligen Schrift. Staunen, so zeigt die Wort- und Bedeutungsgeschichte, ist weder biblisch noch alt. Es ist in Herkunft und Bedeutung eindeutig, klar und jung, wie die Etymologie zeigt: „Im 18. Jahrhundert als Schweizer Mundartwort in unsere Hochsprache übernommen, bedeutet es eigentlich (vor sich hin) träumen, vor sich hin starren.“ Davor, seit dem 16. Jahrhundert schon gebräuchlich war das Wort „erstaunen“.

„Schauen“ aber meint zunächst: blicken, hinsehen, etwas erblicken, sehen. Es geht um die klare Sicht der Dinge. Aber eben auch mehr als sehen, wie das Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm zeigt; es geht um „die passive affection des sinnes (als) als der bewusste willensact“: um die bewusste Richtung des Blickes auf etwas hin. Diese Zielrichtung des Blickes wird in Verbindung gebracht und verglichen mit auß germanischen Belegen, als ein Verweis auf „Opferschauer“, auf Sakrales. Von SOLCHEM Schauen ist die Bibel, als Grundlage unserer Kultur, voll: Schauen als bewusster oder erfahrener Akt des Erkennens, auch des Erschreckens, Zuwendens meint die Begegnung mit Höherem, Anderem Heiligem bis hin zu jenem „tremendum et fascinatum“ als dem zutiefst Erschütternden, Bewegenden.

„Auch die Engel“, so steht im 1. Petrusbrief 1, Vers 12, „gelüstet zu schauen“. Es gibt also auch eine ‚englische‘ Schaulust und Augenlust.

„Aurora“ (sic: nicht Aura!) heißt eine Schrift, die der Mystiker Jakob Böhme, 1575 in Görlitz geboren und 1624 ebenda gestorben, von Beruf Schuhmacher, verfasste. „Morgenröte im Aufgang“ ist für den Autodidakten, der „nur eine Dorfschule besucht, nach Nothdurft nur lesen und schreiben gelernt hatte“, so sein Biograph, ein Ringen. Ausbreitet ist es in seinem gesammelten Werk, das rund 4.000 Druckseiten umfasst. Böhme suchte die „Zusammenschau“: Gott und Natur zusammen zu schauen – nicht als Pantheist, sondern als Gottsucher. Viermal erfuhr er das „Ewige Licht“ als eine „mystische Zentralschau“, die er so beschreibt: „Ich sahe und erkannte das Wesen aller Wesen, den Grund und den Ungrund; ...im Innern als eine große Tiefe... als in ein Chaos, da alles inne lieget.“ Mit nichts, so Böhme, lasse sich dies beschreiben. Viele Gedanken von Böhme, den Hegel den ersten deutschen Philosophen nannte, wären der Vertiefung wert – hier in der Ausstellung und besonders in Eisenach: etwa Böhmes Kritik an Luther, oder die Bedeutung des Guten und Bösen in der Natur als „eine Kraft, welche Kreaturen beweglich macht“; seine Gedanken zur Kraft des Widerspruchs, zum weiblichen Prinzip der Weisheit (Sophia) oder auch zum Begriff der Qualität.

Sehen – Staunen – Schauen: Es ist eine schwierige, komplex ineinander verflochtene Beziehung zwischen dem modernen Menschen, seinem Bild und seinen Bildern – seit der Individualisierung des Menschen, seit dem Mittelalter, seit Luther. Sein Satz bringt es auf den Punkt:

„Non gaff ghen caelum, hier unden hastus.“

Nein, wir ‚gaffen nicht nach oben‘ – wie schauen, wir sehen und wir staunen über diese wunderbare, von Juliane Stückrad und Ulrich Kneise großartig in Szene gesetzte Ausstellung, ihre Bilder und Skulpturen.

Wir staunen über ihre Geschichten, ihre Aura, ihre große, bunte, „stille Kraft“ zwischen Himmel und Erde. Und: WIR DANKEN!